

Trend zu Fusionen von Universitäten

Innerhalb von 15 Jahren sind in Europa rund 100 Hochschulen aus Zusammenschlüssen entstanden

Immer mehr europäische Hochschulen fusionieren. Das zeigt eine Studie der European University Association. Das Schweizer Hochschulwesen reagiert auf die Ursachen des Trends auf seine eigene Weise.

Anna Chudozilov

Die Dublin City University ist gerade dabei, sich drei pädagogische Hochschulen einzuverleiben. Wenn der Prozess 2016 abgeschlossen ist, wird sie 16 000 Studierende zählen, ein Viertel mehr als heute. Das Ziel der Fusion ist eine grössere und dynamischere Institution, die sich im Wettbewerb um Studierende, Mitarbeitende und Drittmittel besser behaupten kann.

Kulturelle Differenzen

Doch der Weg dahin ist nicht einfach; während die Dublin City University erst 1975 gegründet wurde und eine durch und durch säkulare Institution ist, blicken die drei pädagogischen Hochschulen auf eine viel längere Tradition zurück. Zudem sind sie stark religiös geprägt; eine der Institutionen wird von der anglikanischen Kirche mitgetragen, die beiden anderen von der katholischen. Glaubensinhalte fliessen bewusst stark in die Ausbildung ein. Dank einer Vielzahl von Massnahmen und dem Einbezug aller Stakeholder ist es gelungen, einen gemeinsamen Nenner zu finden. Die geplanten Strukturen sollen gewährleisten, dass die gewollte religiöse Prägung beibehalten wird, gleichzeitig aber Synergien genutzt werden.

Das Beispiel zeigt mehrere Problemfelder auf, die bei Fusionen von Hochschulen bearbeitet werden müssen: kulturelle Differenzen, unterschiedliche Curricula und andersartige Strukturen. Hatten Fusionen von Hochschulen in Europa vor 15 Jahren noch Seltenheitswert, hat man inzwischen vielfältige Erfahrungen damit gesammelt. Die European University Association (EUA) hat diese in einer heuer publizierten Studie zusammengetragen. Die Organisation vertritt rund 850 Hochschulen und Institutionen wie etwa Rektorenkonferenzen aus 47 Ländern. Ihr Ziel ist es, die Interessen ihrer Mitglieder gegenüber

politischen Gremien zu vertreten.

Die vorliegende Studie betont ein zentrales Resultat, das quer zu den Erwartungen vieler politischer Entscheidungsträger stehen dürfte: Einsparungen sind mit Fusionen kaum zu erzielen. Jedenfalls nicht kurz- und wohl auch nicht mittelfristig. Im Gegenteil beanspruchen solche Projekte über längere Zeit sowohl finanzielle wie auch personelle Ressourcen sehr stark.

Faktisch ist aber die Absicht, Doppelpurigkeiten zu beseitigen und so Kosten einzusparen, ein wichtiger Treiber von Fusionen. Ein Beispiel dafür ist die Brandenburgische Technische Universität, die 2013 aus der Technischen Universität Cottbus und der Fachhochschule Lausitz hervorging. Die Unterschiede zwischen Fachhochschule und Universität zu überbrücken, war eine grosse Herausforderung. Doch rund ein Drittel des Angebotes habe sich überschritten, so erklärte damals die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Brandenburg den Schritt.

Synergien klug nutzen

Nicht immer geht es aber ums Sparen. Ein weiteres Ziel von Fusionen ist die Qualitätssteigerung. Grössere Institutionen profitieren von professionelleren Strukturen, etwa beim Anwerben von Drittmitteln, und schneiden oft auch in Rankings besser ab. Schliesslich ist ein drittes Motiv die Beseitigung von historisch gewachsenen Sonderfällen, etwa katholische und reformierte Hochschulen mit vergleichbarem Angebot in unmittelbarer Nachbarschaft.

Ein Blick in die Schweizer Hochschullandschaft könnte durchaus Fusionsphantasien befeuern: Ist es sinnvoll, in nur 35 Kilometern Distanz die eigenständigen Universitäten Bern und Freiburg zu betreiben? Wie gross werden nach Eröffnung der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern die Überschneidungen mit der dortigen Fachhochschule sein? Aufgrund der Struktur des hiesigen Hochschulwesens wird es aber bei Phantasien bleiben. Die kantonal getragenen Universitäten werden durch andere Kräfte gelenkt als die durch Bundesrecht regulierten Fachhochschulen.

Durchaus beherzigt wird hierzulande aber die Empfehlung der EUA-Studie, anstatt Fusionen weniger drastische

Massnahmen ins Auge zu fassen. Ein Beispiel dafür ist das Netzwerk «Benefri», dem die Universitäten Bern, Neuenburg und Freiburg angehören. Dieses fördert studentische Mobilität sowie gemeinsame Studienprogramme und Forschungsprojekte. Ähnliche Ziele verfolgt das Netzwerk «Triangle Azur», dem die Universitäten Genf, Lausanne sowie wiederum Neuenburg angehören. Dazu kommen Kooperationen auf der Ebene einzelner Forschungsprojekte und Studiengänge.

Eine waschechte Fusion gab es auch in der Schweiz: jene der veterinärmedizinischen Fakultäten der Universitäten Bern und Zürich. Diese hatte in erster Linie die Qualitätssicherung sowie die Förderung der Wettbewerbsfähigkeit im Visier. Die Fusion erfolgte bereits 2006 – Nachahmer gibt es bis jetzt keine.